



Der illustrierte Sonntag



Nummer 37

Sonntag, den 15. September 1940

9. Jahrgang

Der große Pulsschlag

Skizze von Wolfgang Federau

Richard Schröder war, als der Weltkrieg ausbrach und man ihn erstmalig zu den Fahnen rief, nicht mehr der Jüngste gewesen. Und so ist es klar, daß, als nach einem knappen Vierteljahrhundert der ohnehin magere und dürftige Frieden wiederum flüchten mußte, Schröder sich bereits in den bekannten besten Jahren befand.

Es verstand sich für Schröder von selbst, und es entsprach durchaus seinem ganzen Wesen, daß er nicht einen Tag zögerte, sich wiederum freiwillig zur Verfügung zu stellen. Menschen seiner Art konnte man immer gebrauchen, er war ja noch gesund und rüstig, und er hatte die Erfahrungen von vier Jahren Krieg hinter sich. So machte er den Polenfeldzug vom ersten bis zum letzten Tage mit, kam dann in ein Ausbildungslager und schließlich, mit vielen anderen, nach dem Westen.

Es war schon spät im Sommer, als Schröder seinen ersten Heimaturlaub erhielt. Gewiß wäre ihm schon früher Urlaub gewährt worden, aber er hatte sich nie darum bemüht. Da waren unter seinen Kameraden viele, die ihn nötiger brauchten.

An irgendeinem heiteren Sommerachmittag betrat also Schröder nach so langer Abwesenheit seine Wohnung, durfte er seine Frau wieder in die Arme schließen. Und es verging der erste Tag, wie alle ersten Tage der Fronturlauben vergehen. Der Mann genoss das Glück einer stundenlangen und äußerst gründlichen Reinigung, er freute sich über die vielen Möglichkeiten, die ihn das häusliche Badezimmer nach dieser Richtung bot, er hätte am liebsten in der Badewanne seinen Kaffee getrunken. Natürlich sah er ein, daß sich das nicht gut machen ließ. Der Ruhen, den seine Frau gebeten hatte, verlangte eine würdigere Art des Verhaltens. Aber an Vantoffeln und Hausjude hielt der Mann mit knabenhaften Eigeninn fest, und seine Frau war lächelnd damit einverstanden. So vergingen die Stunden rasch genug, und der Abend lockte mit einer neuen, undvorstellbar großen Freude: Daß man endlich wieder, nach so vielen Wochen und Monaten, in einem richtigen, weichen, mit blütenweißem Leinen überzogenen Bett würde schlafen können.

Doch der Mensch ist ein seltsames Wesen, selbst dort noch, wo er sich einfach und unverstellt und fast ein bißchen nüchtern gebärdet. Was Schröder am ersten Tage noch wie Paradieseswonne erschienen war, am zweiten nahm er es bereits hin wie etwas Gewohntes, das keine besonderen Leistungen umschloß. Und als der zweite Tag dem Abend entgegentrieb, fing der Mann eine große Suche an, nach seinem Rucksack und seinen Wegekarten, nach Fotoapparat und Brotbüchse. Und als seine Frau ihn ersah, ja völlig verwirrt fragte, was das zu bedeuten habe, meinte er so ganz nebenher: „Wir wollen morgen eine Tageswanderung machen, wenn es dir recht ist, über die Höhe... Ich habe das schon so lange nicht mehr getan, selbst in den Jahren vor dem Kriege nur noch selten, und ich habe es, während ich drauß war, im Westen, oft bedauert, wenn ich daran dachte. Nun drängt es mich, Veräurtes nachzuholen. Du bist gewiß dabei, Liebster, nicht wahr? Und ein bißchen Futter, ein paar Stullen, ein Ei oder ein Stück gebratenes Fleisch, das wird sich ja wohl noch vorbereiten lassen.“

„Natürlich“, entgegnete die Frau leise. „Nur... ich verstehe dich eigentlich nicht recht. Du hast nun durch so viele Monate hindurch marschieren müssen, du bist oft nicht aus Kleidern und Stiefeln gekommen, man sollte annehmen, daß du jetzt froh bist, während der wenigen Tage, die du Urlaub hast, deine Bequemlichkeit zu haben und deine Ruhe. Statt dessen...“

„Das alles, Marschieren und Schlafen in Kleidern und das andere — ach, ich habe es schon wieder vergessen“, erwiderte der Mann mit einem ruhigen Lächeln. „Ich... wirklich, mich zieht es hinaus, fort von der Stadt, ich könnte es dir vielleicht erklären, aber mir wäre es lieber, du erlässest es mir. Du erfüllst, ohne zu fragen, ohne eine Antwort zu verlangen, diesen meinen Wunsch, diese kleine Bitte.“

Da schwieg die Frau, und nur ihre Augen verrieten ihm, daß sie gern jeden seiner Wünsche erfüllen würde, sofern es und soweit es in ihrer Macht lag. Und er dankte ihr mit einem Blick. Am nächsten Morgen standen sie früh auf. „Wie bei den Preußen“, lachte Schröder, und mit Stolz und Rucksack machten sie sich auf den Weg. Schröder hatte nie zu besonderer Redseligkeit geneigt. Heute war er fast auffällig schweigsam. Manchmal schaute ihn seine Frau von der Seite an. Aber dann sah sie, wie sein braunes Antlitz widerstrahlte von einer inneren Heiterkeit, wie seine Augen im Schauen selbigen leuchteten, und sie gab sich zufrieden.

Erst gingen sie lange Zeit an dem bewaldeten Ufer eines Baches entlang, der sich sein Bett tief in die Hügelandschaft eingeschnitten hatte. Schröder erinnerte diese Landschaft an den Harz, den sie mehrfach besucht hatten, und sie sprachen von ihren Reisen, die sie durch alle Gauen des weiten, schönen Vaterlandes gemacht hatten.

Endlich kamen sie auf den Kamm eines Höhenzuges, von dem aus sich ein weiter Rundblick bot. Da schlangen die Felder sanft auf und nieder bis zum Horizont, da lockte sehr nahe der moosige Trümmern Wald, ein Wind harfte über die Gänge. Fernher schimmerten die Dächer eines Dorfes, das sich in einen kleinen Taleinschnitt hineinfaltete. Das Schönste aber war ein kleiner See, kristallklar, der die metallene Bläue des Himmels widerpiegelte und leuchtete wie das Auge Gottes selbst.

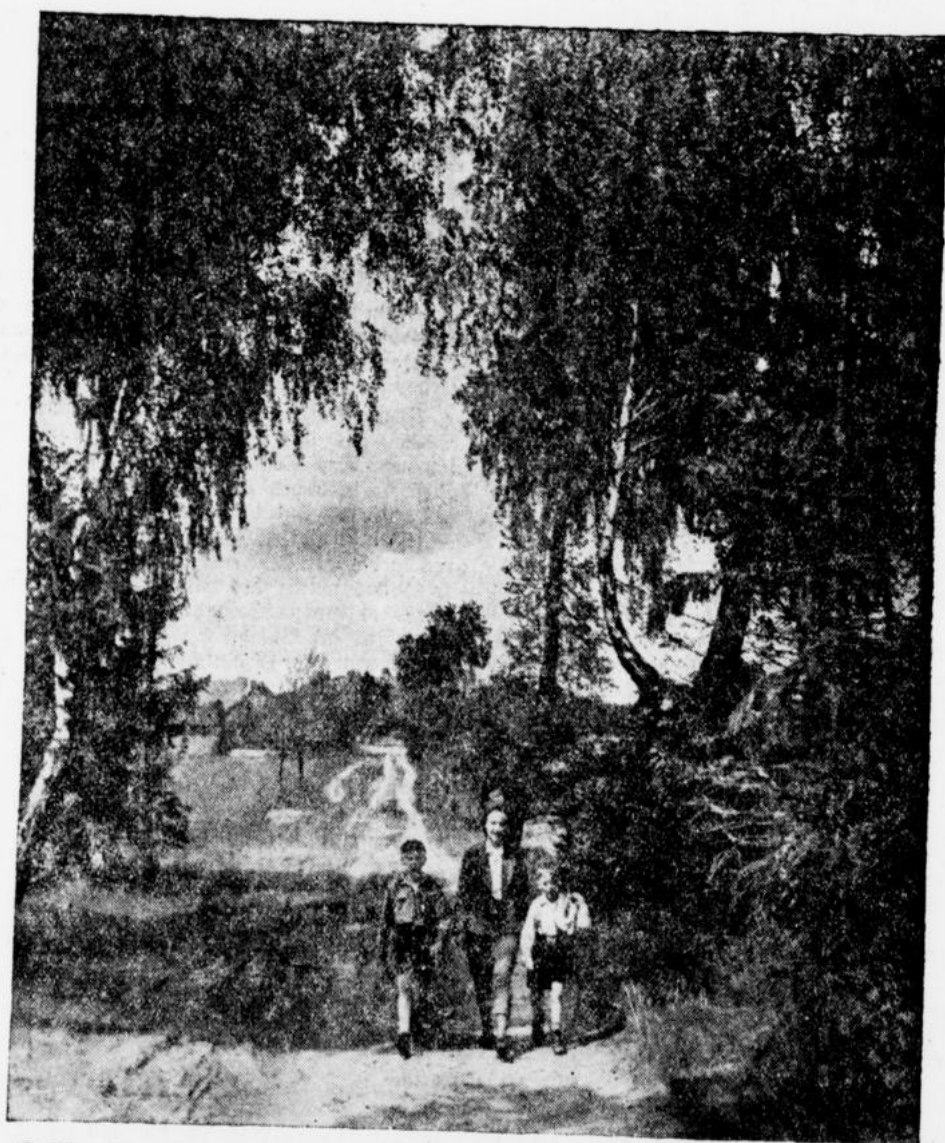
„Dies hier“, sagte der Mann plötzlich sehr leise und griff nach der Hand seiner Frau, „dies hier

mußte ich sehen, noch einmal sehen, ehe ich wieder zurückgehe, nach dem Westen. Dies Bild unserer ostdeutschen Landschaft, unserer Heimat, mit ihrer Herzlichkeit und ihrer Süße, das will ich mit mir mitnehmen nach draußen. Daran will ich denken, daß dies hier ist, und daß es unser ist und für immer unser sein soll. Das ist ein guter Trost, wenn's einmal schief geht, wenn es einen erwischt und man nicht mehr wiederkommt. Man weiß dann doch, warum das alles ist, und wie wenig unser Leben gilt vor dem anderen, dem Ewigen und Eigentlichen. Vor dem, was immer sein wird...“

Die Lippen der Frau hatten ein bißchen geguckt, als ihr Mann von der Möglichkeit des Sterbensmüssens gesprochen hatte. Aber jetzt war sie schon wieder ganz ruhig. Voll wandte sie ihr Angesicht dem Manne zu, und aus ihren Augen brachen Gläubigkeit und Zuversicht.

„Du kommst schon wieder“, sagte sie ganz ruhig. „Du kommst schon zurück.“

Ganz fern irgendwo versank die Stadt mit ihrem Lärm und Getöse. Hier standen zwei Menschen unter der Weite des Himmels, und ihre Herzen schlugen im Einklang mit dem mächtigen, großen Pulsschlag der Erde.



„O Wandern, Wandern, meine Lust...“

(W. Engel M)

Der Schritt über die Schwelle

Skizze von Herbert A. Löhlein

Konrad war für drei Wochen nach Hause gekommen. Er hatte bei den Alpenjägern jenen Vormarsch mitgemacht, der unter der mitreißenden Führung ihres Kommandeurs weit über die Tagesziele hinausgetragen wurde. So hatte es sich ergeben, daß Konrad mit einem seiner Kameraden von der Schwarmlinie abgetrennt wurde und dadurch in eine Lage geriet, die von ihm Übermenschliches forderte und ihn tagelang hart an die Grenze des Todes brachte.

Nun sah also Konrad wieder zu Hause bei seinen Eltern. Man hatte vierundzwanzig Stunden lang nichts aus ihm herausgebracht, ließ ihn schlafen, essen und wunderte sich im stillen über das stöckende, tastende und traumhafte Zurückfinden, das man früher niemals an ihm wahrgenommen hatte. „So erzähl doch schon einmal der Reihe nach!“, drängte die Mutter, die hinter den kanti und herb gewordenen Gesichtszügen ihres Sohnes ein übermächtiges Schicksal mitterte.

Konrad lächelte wie einer, der ein abgründiges Wissen erworben hatte und nun mühsam nach

Worten sucht, um seltsame, unsagbare Dinge in die Sprache des Alltags zu kleiden.

Man sah am weißgedeckten Tisch, es gab Tee und Kuchen, und die Rede ging eine Weile von den harten Zeiten, von den Dingen, die man nicht mehr bekam, und von den Neuigkeiten in der kleinen Bannmeile des Hauses: Ein Schulkamerad von Konrad sei eingezogen worden kurz nach der Kriegstraumung. Von Frau Schulz nebenan sei der Mann gefallen bei einem Spähtruppunternehmen. Ob es wahr sei, daß die Gänge in Polen nur zwei Mark gelöst hätten?

Konrad hatte zu allem unentwegt gelächelt. Bezüglich der Gänge verriet er schließlich, daß er drei volle Tage von Rüben auf einem Acker gelebt habe, und diesen Rüben verdanke er es, daß er jetzt hier Tee trinken könne. „Gerechter Gott!“, rief die Mutter aus, „hast ihr sie dann wenigstens vorher gewaschen?“

Da ihn nun auch der Vater bedrängte, berichtete Konrad noch ein wenig von dem, was er glaubte, sagen zu können: Da sie alle Munition

Weihe des Soldaten

In einem Dorf, weit hinten in der Heide, wo nicht der Stille Lärm die Zeit regiert, wo in der stillen, sanft durchsuchten Weite sich jedes Raß des Irdischen verliert, da steht ein Fels. — Vom Urzeitstrom getragen, hat die Natur ihn hier zur Ruh' gesetzt, und dann Jahrtausende in stetem Zagen mit wechselvollem Spiel vorbeigeht. — Vor Jahren ward in seine Wand geschrieben:

„... es lehrten Anno achtzehn nicht zurück...“ Und Namen sind dann in den Stein getrieben, darunter steht: „Für ihrer Söhne Glüd!“

Als ich nun stand, das Feldmal zu grüßen, kam durch die Felder her mit müdem Schritt ein Ritterschiff auf altersschwachen Füßen, trug einen Strauß von schlachten Blumen mit. Den legt es vor dem kalten Felsen nieder, beugte den Kopf, als folge ein Gebet — Dann wendet sich die fremde Alte wieder, jedoch, bevor sie ihrer Wege geht, reicht eine Blume, die sie hergetragen, sie mir mit segnender Gebärde zu:

„Da nimm“, hör ich die fremde Mutter sagen, „als er einst ging, sah er so aus wie du!“

Da steh ich nun, Soldat und Mann im Leben, das keine Zeit für Träumereien kennt, und dennoch fühle ich in stillem Leben, wie mir das Blut in meinen Adern brennt! Mit meinem Eide band ich meine Ehre vor Jahren schon und trat in Deutschlands Heer! Ich war ein Mann im Schutze der Gewehr, seit jener Stunde aber bin ich mehr: Das Ritterschiff in seinen alten Tagen lächelte mir — und jenem andern zu, hat, Ritterschiff, mich zum Soldat geschlagen mit jenem Wort, Er sah so aus wie du!

Hans Walter Dehn.

verschossen hatten, waren sie eine Nacht lang von Marodeuren und Heidenrücken eingefressen worden. Es gab keinerlei Ausweg mehr als den sicheren Tod. — „Ja und dann?“ fragte die Mutter, und ihr Atem flog. Konrad würgte es hervor, daß sein Freund neben ihm in die Knie sank — von hinten erschossen. Dann wäre es eben über ihn gekommen.

„Was denn?“ fragte die Mutter wieder. „Ja...“, meinte Konrad, „es ist schwer, daß so vor sich hin zu sagen. Wenn man eben keine Gewehr- und Pistolenmunition mehr hat und auch der letzte beste Freund tot neben einem liegt, dann bleibt nur noch eines: das Bajonett oder das Messer.“

„Großer Gott!“ rief die Mutter entsetzt. Konrad lächelte wieder gleichmütig: „Nein, nein... es ist das alles eben anders, als man früher ebenfalls dachte. So dicht vor dem Tod verliert man gewissermaßen sein Selbst — man läuft beinahe vor sich her. Und wenn man endlich den Tod überannt hat, ist man plötzlich ein neuer Mensch geworden. Zwischen Sterben und Weiterleben gibt es in diesem Augenblick fast keinen Unterschied.“

Konrad berichtete es stöckend und voller Pausen: „Es standen sieben vertierte Kerle gegen mich. Es mag mehr als Zufall sein, daß ich weiterleben sollte!“

„War mehr als Mut!“ meinte anerkennend der Vater.

„Nein...“, erwiderte Konrad. „Es ist nicht Mut, auch nicht Uebermut, Gleichmut oder Verweigerung. Es ist etwas Lebensstärkendes, ein Rausch — eine neue Art von Wissen, das man im Bruchteil einer Sekunde gewinnt. Vielleicht ist es das andere Ich, das man nur an der Grenze des Verlierens endgültig gewinnt — also ein Gang über die Schwelle! Das Ganze ist begleitet von einem merkwürdigen Gefühl: Man steht oder schaut auf das alte Ich wie auf eine Larve, die man für lebend gehalten hat.“

„Du hättest ebenso gut erschossen werden können!“ wandte der Vater ein.

Konrad schüttelte nachdenklich den Kopf. „Was äußerlich geschieht, ist nebensächlich. Man erkennt hinter dem Tod, wenn man ihm einmal gegenübergeht, das Leben. Nur ein andersartiges, erhöhtes Leben...“

Rassungslos sahen die beiden auf ihren Sohn. Auch uns ergelst es so! Kommt da nicht überall einer von der Front zurück in unsere Mitte. Stiller, nachdenklicher, versonnener. Oder unverrückbar gefestigt, voller Wissen bis zum Rand? Lächelt er nicht ebenfalls über unsere Klagen, unsere „Sorgen“, unsere Nöte und über die Bannmeile unseres Hauses?

Aber sie alle haben das Klagen verlernt. Sie alle wissen: Jeder von uns muß zu irgendeiner Zeit seines Lebens und ganz für sich allein die Schwelle zu seinem anderen Ich überschreiten, bevor er wissend wird. Es ist eine Gnade!

Wilhelm Plog:

Der Schadhirsch vom Teufelsmoor

Alldächtig hallten die Brunnstschreie der Hirsche aus den Wäldern. Kam's eben vom Längen Bruch, rief es vom Uhlensbusch Antwort. Dröhnend und urgewaltig röhre es durch die hellen Mondnächte. Wie Echo, schwach und zaghaft, wagte hier und dort ein junger Weibhirsch einzustimmen, ohne sich dem krongewaltigen Reden zum Kampf zu stellen.

In dieser Nacht jedoch erhielt der schwere Bierzehnender vom Längen Bruch kaum Antwort. Der Rehnender vom Uhlensbusch schwieg, wie oft der Bierzehnender seinen Kampfruf auch hinausgeschickte. Einmal hatte der Ahtender von Wiedenort gerufen. Jetzt gab wieder nur ein schwacher Weibhirsch Laut; dem hatte er die Decke schon gegeben.

Wundervoll klar war diese Nacht; am wolkenlosen Himmel stand blank der Mond und füllte die Dichtung, die sich durchs Längs Bruch hindurchzog, mit mildem Glanz. Altbuchen und Eichen standen noch in vollem Laubschmuck.

Im Schatten der hohen Fichten stand das Rudel, bald sich ähend und umhertrollend, bald von dem herrschsüchtigen Bierzehnender wieder zusammengetrieben. Er duldet jetzt keine Aesung; die Tiere hatten auf ihn zu sehen. Ein mächtiger Bursche war er, wie er da, die Läufe gespreizt und den genügendmächtigen Hals weit vorgestreckt, den Kampfruf ausstieß.

Gab keiner Antwort?

Wie gestern hatte der Rehnender vom Uhlensbusch sich regelmäßig gemeldet. Noch in den frühen Morgenstunden hatte er ihn gehört; dann nicht mehr. Der Rehnender war tot. Bei hellem Tag hatte der Förster ihn mit herausgerissenem Gescheide am Nabelstumpf gefunden, zu Tode geforselt von dem Schadhirsch, der vom Teufelsmoor herübergewechselt war.

Ein starker Hauptthirsch war es, der vom Teufelsmoor; doch ein Entarteter, ein Schadhirsch, der statt des Kronengeweihs, wie er es nach Alter und Stärke hätte tragen sollen, zwei kahle, spitze Dolche trug. Mordlings, schweigend hatte er den Rehnender gegen Morgen überfallen. Als der Bierzehnender zu offenem, ehrlichem Kampf rief, brach der vom Teufelsmoor stumm aus der Dichtung, rannte ihm die spitzen Dolche in die Dinnungen und riß ihm das Gescheide heraus, ehe der Ueberfallene zur Gegenwehr kam.

Deshalb sah diese Nacht der Förster auf dem Hochsitz. Den Schadhirsch wollte er zur Strecke bringen, ehe er noch weitere Hirsche mordeten konnte. Die Büchse schußbereit, suchte er mit dem Nachtglas die Dichtung ab.

Den Bierzehnender sah er. Der trieb sein Rudel vor sich her, weiter das Längs Bruch hinauf. Beim Rolk verhoffte er, ließ die Laufschreie spielen; dampfenden Odem blies er aus dem Windfang. Ein Schneider meldete sich in den Altbuchen. Jetzt röhre auch der Ahtender von Wiedenort. Da riß der Hauptthirsch das Gescheide auf; die Dichter sprühten Feuer; dröhnend röhre er in die Weite. Er suchte immer noch den ebenbürtigen Rivalen, den Rehnender vom Uhlensbusch. Doch war's ein anderer, sollte er nur kommen! Nur kein kimmerlicher Schneider!

Bauernd stand in der düsteren Fichtendichtung der Schadhirsch vom Teufelsmoor. Nicht einen Rudel gab er von sich, äugte zwischen den hohen Stämmen hindurch in die vom Mond erhellte Dichtung, rührte weder einen Lauf noch das gewaltige, schmutzige Haupt mit den zwei kahlen Spieße.

Was trachte und stampfte und knatte da am Rolk?

Der Ahtender von Wiedenort hatte sich dem Hauptthirsch gestellt. Eben rannte der Bierzehnender auf ihn los. Die Faden und Faden der Geweihe prallten aufeinander. Bei dem gewaltigen Aufprall brach der Ahtender einen Augenblick in

Der Hirsch röhrt

Originalzeichnung von Joachim von Noebel



die Knie. Schon aber war er wieder hoch. Der tapfere Kerl rannte gegen den Rolk ohne Besinnen an. Schlämm sprühte, Erdklumpen flogen; die Hirsche leuchteten, prusteten und stöhnten. Die Faden verfangen sich ineinander; die Kämpfer drängten und rissen sich hin und her. Zum zweitenmal mußte der Ahtender in die Knie. Er hatte sich zu viel zugetraut, diesem Bierzehnender das Rudel streitig machen zu wollen. Da stand er aber schon wieder auf den Läufen. Die Geweihe hatten sich entwirrt. Der Ahtender wich ein paar Gänge zurück, doch nur, um wichtig von neuem gegen den Hauptthirsch anzunehmen. Der Kampf tobte mit wechselndem Glücke hin und her.

Dem Förster auf seinem Hochsitz lachte das Herz vor Freude im Leibe. Den Schadhirsch hatte er fast vergessen über dem Schauspiel, das sich ihm da im hellen Mondlicht bot.

Stumm, lautlos war halb aus der Fichtendichtung der Schadhirsch vom Teufelsmoor herausgetreten. Doch regungslos verharrte er im Schatten, wie angewachsen. Die kahlen Spieße standen steil hoch; grünlich schimmerte es in den Lichtern.

Der Kampf der Kronenträger war entschieden. Der Ahtender mußte weichen; er war erschöpft. Petreten trollte er ab, sich nach dem Rudel nicht mehr umsehend. Der Bierzehnender aber rief ihm triumphierend den Kampfruf nach, umkreiste sein Rudel stolz und röhre dann von neuem.

Verstiegen und heimlich hatte der Schadhirsch sich in der Fichtendichtung am Westhang entlanggepiert. Jetzt war er fast in Höhe des Rokes. Versteckt zwischen den Niesstämmen stand er, stumm und starr, jede Bewegung des Bierzehnenders verfolgend.

Der lehrte sich sekundenlang den Fichten zu

und ließ die Laufschreie spielen. Doch es war nichts; er wandte sich seinen Tieren wieder zu.

Da brach es aus dem Hinterhalt. Wie Wirbelwind segte der vom Teufelsmoor daher, schräg durch die Dichtung. Der Boden dröhnte unter den stampfenden Tritten.

Mit einem Satz hatte der Bierzehnender lehr gemacht. Das Rudel lief wirr und ängstlich durcheinander. Da preschte der Schadhirsch mit gebücktem Kopf heran. Nach Mörderart wollte er den anderen überrennen. Doch was beim Rehnender gegliedert war, glückte diesmal nicht. Der Hauptthirsch fing ihn auf. Schon wirbelten sie umeinander. Der Mörder suchte vergebens seine spitzen Dolche in die Dinnungen zu stoßen. Auch durch die Faden des mächtigen Geweihs brachte er die Spieße nicht an edle Teile des Gegners. Während gerstampften sie den Boden.

Dem Förster auf dem Hochsitz brach der Schweiß aus. Unmöglich konnte er jetzt zum Schuß kommen. Das Gewirr der Leiber bot ihm kein Ziel. Er hätte den Hauptthirsch treffen können statt des anderen. Und doch mußte der Mörder fallen — jetzt oder nie! In seiner Not feuerte der Grünrod in die Luft.

Sofort wurde das Rudel flüchtig; brausend stürzte es davon Sekundenlang sturten auch die Kämpfer. Der Hauptthirsch sah sich nach dem Rudel um. Dann setzte er hinterher.

Eben wollte der vom Teufelsmoor ihm folgen, da trachte ein zweiter Schuß. Der Hirsch torfelte noch ein paar Gänge, brach in die Knie und legte sich dann langsam auf die Seite.

Schwer atmend und trotz der kühlen Nacht schwitzend trat der Förster näher.

„Da bist du, Bursche; das mußte sein!“ brummte der Grünrod vor sich hin. Der Schadhirsch war tot.

Der Bauernschuster

Beim Fenster schaffte der Schuster, laut klingt sein Hammerschlag. Die Luft spielt im Sguster, es ist ein schöner Tag.

Sie mähen hinterm Hause, er kann die Mahd nicht sehn, hört nur in seiner Kasse rundum die Dengel gehn.

Mit seinem Hammer wader klopft er den Last dazu. Sein Herz pocht auf dem Ader, die Hand am Bauernschuh.

Kurt Erich Meurer.

Ohne Rücksicht auf den Zustand der Straße hielt der Fahrer des Lastkraftwagens seine Geschwindigkeit. Sein Wagen sprang und schaukelte hin und her.

Der Junge fühlte, daß seine Hände zu schwach waren. Er suchte eine Stütze für seine Füße. Irgendwo am Wagen unten eine Feder, eine Achse. Aber da, wohin seine Füße reichten, war nur Leere.

Ein paar wilde, dann beinahe ängstliche Versuche, einen Fuß für den zu schwer werdenden Körper zu finden.

Dann plötzlich hing er schlapp hinten am Wagen, in einer wunderbar-fatalen Hoffnungslosigkeit.

Aber noch klammerten sich zwei kleine Häufte fest. Beinahe blau und weiß. Noch ein Versuch, Stütze für den Körper zu finden. Ein Tasen nach der Straße mit den Schuhen. Krampfhaft zog der Junge seine Füße wieder an, stemmte seine Knie gegen die Wand.

Sie rutschten wieder ab.

Ein Blick auf das Tachometer. Der Lastwagen fuhr nun mit einer Geschwindigkeit von mindestens 60 Kilometer.

Der Junge hielt sich vielleicht noch zwei Minuten, vielleicht noch eine Minute. Dann mußte er auf die Straße fliegen. Sechzig Kilometer Geschwindigkeit.

Es gab nur eine Möglichkeit für mich. Ich mußte zum Handelnden werden, ich mußte den Wagen überholen, ihn zwingen, zu stoppen. Gelend rief die Guppe, mich passieren zu lassen. Das Tachometer gab die Antwort. Mit fünfundsiebzig, jetzt siebzig, jetzt fünfundsiebzig Kilometer zog der Lastkraftwagen fort, blieb auf der Mitte der Straße. Er hatte mich nicht gehört oder er wollte mich nicht hören. Die wissen, daß es immer noch einige Fahrer gibt, die krankhaften Ehrgeiz haben, keinen Wagen vorbeizulassen.

Noch klammerten sich zwei kleine Häufte fest, noch schlingerte das Körperchen hin und her. Blau waren die Hände angelaufen. Und blau vor äußerster Anstrengung war das Gesicht, das sich halb mir zuwandte. Ein Verzweiflungsruf aus stummem Munde, ein Ruf um Hilfe, wo fast nichts mehr zu helfen war.

Ich fuhr gegen den Tod. Achtzig Kilometer auf dem sandigen Sommerweg, dessen Steine gegen die linken Kotflügel trommelten. Fast lag ich kühler an Kühler, fast konnte ich mich bemerkbar machen. Da, eine Kurve, zweihundert Meter vor mir kam ein anderer Wagen entgegen. Gas weg, vorzüglich die Fußbremse gezogen, ein leichtes Schwanken nach rechts, knirschend blockierten die Bremsen die schnelle Fahrt, dann sauste der andere Wagen an mir vorbei. Sein Fahrer drohte mir mit der Faust.

Fünfzig Meter vor mir lag der Lastkraftwagen.

Ich schob wieder vor, der Junge hing noch, eine Hand löste sich, eine Sekunde noch, ein heller Angstschrei, im gleichen Augenblick flog er auf die Straße, überschlug sich zweimal, dreimal, lag. Eben noch an ihm vorbei auf den Reitweg, der Wagen stand. Ich beugte mich über das stumme Bündel. Der Kopf war aufgeschrien, der rechte Fadenärmel zerfetzt, an den Beinen rann Blut, die Schuhe waren durch das kurze Schleifen über die Straße nur noch Lederstücke, die Beine eine unförmige, blutige, überdreckte Masse. Ich fühlte den Puls. Nur durch einen wunderbaren Zufall nicht tot. Aber verletzt für Wochen und Monate.

In der Ferne verschwand der Lastkraftwagen zwischen den Birkenreihen. Aber die Nummer hatte ich mir gemerkt.

Ich packte den Jungen hinten in den Wagen und fuhr zurück bis zum nächsten Bauernhaus. Ohne es zu wissen, ich hatte den Jungen in sein Elternhaus gebracht. Ich will euch die Schilderung ersparen, wie die Mutter fast zusammenbrach, als ich mit der traurigen Last ankam.

„Und der Fahrer des Lastkraftwagens?“ „Ich habe ihn angezeigt, und da er sowieso schon einiges auf dem Verkehrsleichenfeld hatte, wurde ihm der Führerschein entzogen.“

„Aber was wurde aus dem Jungen?“

„Nach zwei Monaten hatte er die Geschichte überstanden. Und jetzt ist er mein bester Lehrling, ein Bursche voll Aktivität und trotzdem von einer eisernen Energie. Nur ab und zu, wenn ihn sein Temperament einen Streich spielt, und er über die Stränge schlagen will, dann genügt es durchaus, wenn ich ihm sage: „Weißt du noch, Peter, 18 1080?“

Und ich will hoffen und bin auch davon überzeugt, daß ihn diese Zahl durch sein ganzes Leben begleiten wird.“

Die Wettfahrt mit dem Tode

Eine Kraftfahrer-Erzählung von Jan Kondring

Wir saßen in einem Kreis alter, zünftiger Kraftfahrer, Fernfahrer alle sozusagen, wie der nicht ganz treffende Ausdruck lautet, aber alles alte Gassen der Landstraße, die in leichter Ueberhebung von sich behaupten konnten, jede Kurve mit verbundenen Augen fahren zu können. Es war die Rede von seltsamen Begegnissen, mit denen sie alle aufwarten konnten, von Zufällen, an denen das Leben wie an einem Haar gegangen hatte, von Glücks- oder Unglücksfällen, die sie alle schon erlebt und überlebt hatten.

Eben hatte einer von ihnen einen spannenden Bericht über eine Prüfungsfahrt des NSKK beendet. Da meldete sich ein Grautopf zu Worte:

„Was ihr erzählt habt, war recht interessant. Aber ihr habt nur von euch selbst erzählt, von euren Wagen und euren Bannern, von dem, für das ihr selbst irgendwie verantwortlich wart. Meine grauen Schläfen habe ich mir auch im Wagen geholt, und doch war das eine Sache, die mit einem anderen Wagen passierte, mit einem anderen Wagen, dessen Fahrer, ohne es zu wissen, fast ein Kinderleben vernichtet hätte.“

Der Grautopf schloß für Sekunden die Augen, strich sich mit der Hand über die Stirn, dann lehnte er sich zurück.

„Es war in einem kleinen märkischen Dorf. Es liegt weit abseits von den großen Landstraßen. Ein Dorf, wo auch in den Zeiten, wo es noch keine roten Winkel gab, ein Kraftwagen gewissermaßen ein kleines Ereignis bedeutet, ein Ereignis zumindest für die Schuljugend. Ich fuhr mit

meinem Wagen hindurch und sah am Ausgang des Dorfes, etwa hundert Meter vor mir, einen schweren Lastkraftwagen stehen. Er schien sich wohl verfahren zu haben, denn der Fahrer bestieg eben seinen Sitz, die Stredenkarte in der Hand. Das Rudel Schuljugend, das in andächtiger Stimmung um den Wagen stand, löste sich auf, als er anfuhr. Nicht alle aber machten sich auf den Heimweg. Einer war unter ihnen, ein frischer Junge von neun, zehn Jahren, der seinen Kameraden mit einem Lachen seine Wappe zuwarf, der sich dann mit einem Satz dem Wagen näherte. Und schon klammerten sich zwei kleine Hände um den Rand der niedrigen Hinterwand des Lastkraftwagens.

Noch ratterte der Wagen in langsamer Geschwindigkeit über das holprige Pflaster der Dorfstraße. Dann aber kam die freie Straße. Eine schlechte Straße war es, mit Schlaglöchern übersät, schmal. Aber eine freie Straße — der starke Achszylinder zog in Sekunden an, zwanzig Kilometer, dreißig Kilometer, fünfzig Kilometer. Der Wagen schwankte und schlug, seine Ladung donnerte unter den Stößen der Straße.

Ich lag mit meinem Wagen dicht hinter dem Lastkraftwagen. Zunächst hatte ich über den Unverstand des Jungen innerlich geschimpft. Plötzlich empfand ich mit Entsetzen, daß ich zwanzig Meter vor mir ein Drama entwickelte, ein Drama, in dem ich Zuschauer sein mußte, Zuschauer, der nicht mehr Jörn, sondern Mitleid mit der Hauptfigur des Dramas empfand.



Der Förster

Zeichnung: Rudolf Schneider

20 A
ruhen a

Tagtäglich sinken die Tiefen des Ozeans. Im Südküste Englands, in logar in überseeischen Wiele dieser Schiffe Waren noch wertvoller metalle, Gold, Silber, förmigen Varen, in Kumbden, wohlverwahrt Trefor!

Das Gold gehört

Das Gold auf dem mischen Charakters. Es Meeres dem Zugriff des ist es aber am immer du gelangt, beginnen die Hand danach auszutrecke

Das Gold gehört den an die Oberfläche bringt. her, der mit seinem hat, sei es eine der viel in aller Welt, die berei

ihre Kartotheken führen berenkten Schiffes vern Part von Schiffen und Stab von Ingenieuren, verfügen. Fünf Millionen bis heute auf dem Meer

der Vergungsbrände wip punkt! Die Taucher allfalls zufrieden. Die kleine geug auf dreißig Meter g mit ihren schweren Nist der Tiefe! Bedeutet dieie und Prot auf viele Ja

kleines Vermögen. Denn erhält oft fünf Prozent de gestellt hat. Als 1911 ein

ierdampfer die „Merit ramnte, einen großen T summen für eine genau

Zeit des Zusammenstoßes. Schiff, es lag auf 50 Mete Dollar wurden geborgen, Brad fand, erhielt 200

mußte er diese mit zwe Manche Taucher arbeiten sammengehört.

Auf eine Million

Im Mai 1922 sank b „Egypt“. Das Brad lag Vergungsschiff war bei den vorzunehmen, in die

gann ein italienisches Ver Taucherglocke zu arbeiten. ren Druckes mußten die Ta

Glocke in Panzer-Tapabar 20 Millionen Pfund wurde aus dem Brad geholt.

Die gefährliche Vergun eines Trefores in dem bei englischen Kreuzer „New

liche Kriegsschiff sollte wä Lord Ritchener mit 100 Mil nach Rußland bringen. Der heurer Tiefe, zwischen sch

einen Abgrund hinauszagen Taucher vermochte ein Lo wasserfeste Brenner in den und das Innere zu betrete

ihm waren wahnsinnig gew reits den Tod gefunden. D

durch das Brad, die einen Meeresungebuer, wie sie n beobachtet wurden, schienen

nen. Die unterseeische Str lernen Spunt des Kreuzers allen Spanen trachte. En

amerikanischen Taucher Ch

Besuchen Si
das Thermal

Bac
Wal

Thermal-S

Ruhe u

Vorzügli

Nerven. R

Prospekte irei d

Bäder. Aiz

Vierwöchig

Schöner, schatli

Verbili

20 Milliarden Golddollar ruhen auf dem Meeresgrunde

Von Th. Alexander

Tagtäglich sinken große feindliche Schiffe in die Tiefe des Ozeans. Im englischen Kanal, an der Südküste Englands, in der Weite der Ozeane, sogar in überseeischen Meeren. Das ist der Krieg! Viele dieser Schiffe besaßen außer wertvollen Waren noch wertvollere Dinge an Bord: Edelmetalle, Gold, Silber und Juwelen. In ziegelförmigen Barren, in Kisten verpackt, in Säcke gebunden, wohlverpackt in einem dicken dicken Tresor!

Das Gold gehört dem, der es findet

Das Gold auf dem Meeresgrunde ist dämmerndes Charakters. Es hat sich in den Tiefen des Meeres dem Zugriff des Menschen entzogen. Kaum ist es aber am immer dunklen Boden der See angelangt, beginnen die Menschenjäger schon ihre Hand danach auszustrecken.

Das Gold gehört dem, der es findet. Der es an die Oberfläche bringt. Sei es ein kleiner Taucher, der mit seinem Boot das Braß gefunden hat, sei es eine der vielen Bergungsgesellschaften in aller Welt, die bereits während des Krieges ihre Kartotheken führen, genau die Lage jedes versenkten Schiffes vermerken, die über einen Park von Schiffen und Hilfsfahrzeugen und einen Stab von Ingenieuren, Tauchern und Fliegern verfügen. Fünf Millionen Tonnen Schiffsraum bis heute auf dem Meeresgrund! Die Männer der Bergungsabteilung wittern Morgenluft, Konjunktur! Die Taucher aller Nationen sind ebenfalls zufrieden. Die kleinen, die in ihrem Gummiboot auf dreißig Meter gehen, die Tiefseemänner mit ihren schweren Rüstungen, die Panzerkrieger der Tiefe! Bedeutet diese Konjunktur doch Arbeit und Brot auf viele Jahre. Vielleicht auch ein kleines Vermögen. Denn der glückliche Taucher erhält oft fünf Prozent des Wertes, den er sichergestellt hat. Als 1911 ein amerikanischer Passagierdampfer die „Merida“ der Ward Line rampte, einen großen Dampfer, bot man Unsummen für eine genaue Ortsbestimmung zur Zeit des Zusammenstoßes. Endlich fand man das Schiff, es lag auf 50 Meter Tiefe. Vier Millionen Dollar wurden geborgen, der Taucher, der das Braß fand, erhielt 200.000 Dollar. Allerdings mußte er diese mit zwei Hilfschauffeuren teilen. Manche Taucher arbeiten als „Gang“, der zusammengehört.

Auf eine Million verzichtet

Im Mai 1922 sank bei Brest der Dampfer „Egypt“. Das Braß lag 130 Meter tief. Ein Bergungsschiff war bei dem Versuch, Sprengungen vorzunehmen, in die Luft geblasen. Nun begann ein italienisches Bergungsschiff mit einer Taucherglocke zu arbeiten. Infolge des ungeheuren Druckes mußten die Taucher aber auch in der Glocke in Panzer-Slaphandern arbeiten. Etwa 20 Millionen Pfund wurde an Gold und Silber aus dem Braß geholt.

Die gefährlichste Bergung war die Sprengung eines Tresors in dem bei den Orinops gesunkenen englischen Kreuzer „New Hampshire“. Das englische Kriegsschiff sollte während des Weltkrieges nach Russland bringen. Der Kreuzer lag in ungeheurer Tiefe, zwischen schwarzen Felsenriffen, in einem Abgrund hinausragend. Nur ein einziger Taucher vermochte ein Loch mit einem Unterwasserflammenbrenner in den Rumpf zu schneiden und das Innere zu betreten. Zwei Taucher vor ihm waren wahnsinnig geworden, vier hatten bereits den Tod gefunden. Eine Strömung trieb durch das Braß, die einem Wildfluß gleichkam. Meeresungeheuer, wie sie noch nie von Tauchern beobachtet wurden, schienen in dem Braß zu wohnen. Die unterirdische Strömung ließ den schlafenden Rumpf des Kreuzers schwingen, daß er in allen Spalten frachtete. Endlich gelang es dem amerikanischen Taucher Charles Courtney, den

Tresor zu sprengen. Zwei Millionen Pfund in Gold fielen in seine Hand, aber nur eine Million konnte er in den um die Güfte gebundenen Sack schaufeln. Dann gab er das Notsignal. Er wurde in die Höhe gezogen. Er weigerte sich aber, noch ein zweites Mal hinabzusteigen. Nie mehr ist ein Taucher an das Gold der „New Hampshire“ gekommen.

Hundert Niesentraktanten bewachten das Gold

Eine der erfolgreichsten Bergungen war bei Hebung der Goldbarren der „Lafayette“ zu verzeichnen. Man hat hier Goldbarren im Werte von 120 Millionen Pfund gehoben. Die Kosten der Bergung betrugen fünf Millionen Pfund, jeder der beteiligten acht Taucher erhielt eine halbe Million Pfund in Gold ausgezahlt. Die Gesellschaft verdiente an der Bergung 111 Millionen Pfund.

Was sich im Braß der „Mons XIII.“ abgespielt haben muß, die an der Küste von Indochina mit 12 Millionen Francs in Goldbarren sank, wird man nie erfahren. Der französische Taucher Lemberts vermochte erst nach dem vierzehnten Versuch das Innere des Schiffes zu erreichen. Er barg Gold im Werte von zwei Millionen Francs, wurde aber wenige Minuten nach Bergung seiner Last ohnmächtig herausgezogen. Er konnte nicht mehr erzählen, was er da unten erlebt hatte. Er war wahrscheinlich geworden! Nur ein einziger Taucher erreichte nach ihm das Braß des Schiffes, vermochte aber nicht in das Innere einzudringen. Er erzählte, daß er im Strahl seiner Scheinwerfer hunderte Niesentraktanten im Inneren des Schiffes gesehen hätte. Es schien ihm, als ob der Hohlkörper des Schiffes von diesen Söllengebüschen als Wohnstätte aussehend worden wäre. Als später ein anderer Taucher das Braß betrat, brach das Braß mitten entzwei. Das Akererschiff blieb zwischen den Rissen in einer Schlucht stecken. Mittel- und Vorderteil sanken in die Tiefe. Das Gold war verloren!

Mit der „Titanic“ sank auch der Hope-Diamant

Der Gesamtwert an Gold, Silber und Juwelen, der auf dem Meeresgrunde bis zu Beginn des jetzigen Krieges ruht, wird auf zwanzig Milliarden Golddollar geschätzt. Die verschiedenen Bergungsgesellschaften besitzen außer ihren Kartotheken einen eigenen, sorgfältig geheimegehaltenen „Schatz-Atlas“, der aus Seekarten besteht, auf denen sämtliche Meeresfriedhöfe eingezeichnet sind. Nach jedem neuen Schiffsuntergang werden diese Karten sorgfältig ergänzt. Das Material wird nicht nur aus amtlichen Berichten gewonnen. Man schickt eigene Vermessungsingenieure, Taucher und Suchschiffe nach der vermeintlichen Untergangsstelle. Letztere suchen mit Leinen und Bodenankern nach dem Braß.

Nicht weniger als acht verschiedene Konzerne aus verschiedenen Staaten suchen an der südafrikanischen Ostküste nach dem Braß des englischen Indendampfers „Grosvenor“, der mit allen Passagieren, der Besatzung und einer Riesensladung von Gold und Edelsteinen unterging, deren Wert auf zwanzig Millionen Pfund geschätzt wird. Man hat bereits das Braß gefunden, aber noch nicht den Schatz gehoben. Tausende Gole umkreisen die Stelle, an der das Braß liegt. Bis zum Kriegsausbruch suchte man das Braß der „Titanic“, man hat ehemalige Offiziere des Schiffes zur Suche mitgenommen. In der „Titanic“ befinden sich nicht nur Gold und Schmuckgegenstände im Werte von vielen Millionen, sondern auch der legendenumwobene Hope-Diamant, der allein die Kosten des Unternehmens reichlich decken würde.

Auch ganze Schiffe werden gehoben

Man sucht aber nicht nur nach Gold und Silber auf dem Meeresgrund. Im Schatzkass ein

Taucher jagen nach Gold und Juwelen

Bergungsgesellschaft sind auch jene Schiffe eingetragene, die wichtige Ladungen bergen. So hat man vor dem Kriege den Dampfer „Caribou“ an der afrikanischen Küste aufgefunden, der dort mit einer Ladung Kupfer in sechzig Meter Tiefe lag. Man hebt auch Schiffe, nur, um ihren Rumpf selbst zu verschneiden und die Stahl- und Eisenplatten zu verwerten. Die in Scapa Flow versenkten deutschen Schlachtschiffe wurden in jahrelanger, mühseliger Arbeit gehoben und nach einem Hafen geschleppt, in dem sie verschrottet wurden. So ist das Material des englischen Riesenschiffes „Queen Mary“ zum Teil aus diesem in Scapa Flow gewonnenen Material hergestellt, ein Beweis, welche Qualität man deutschem Stahl in England zuschreibt.

Aber auch ganze Schiffe werden gehoben, wenn sie nicht zu tief liegen. Zum Beispiel wurde ein sehr bekannter und beliebter deutscher Bergungsdampfer, auf dem schon Hunderttausende fröhliche Ferienfahrten ins Mittelmeer unternommen haben, und der dann unterging, vom Grunde der See gehoben. Man speist auf Reisen manchmal in Sälen, in denen schon einmal die Fische zum Fenster ein- und ausgeschwommen sind.

Das Bergen ist natürlich eines der riskoreichsten Geschäfte. Großes Risiko wird nur dann eingegangen, wenn großer Gewinn winkt. Diesen Grund hat sich auch das Bergungsgeschäft zu eigen gemacht. Die Männer aber, die auf Bergungsschiffen arbeiten, die Ingenieure, Taucher und Seeleute geben ihr Neugierheres her, um dem Unternehmen zum Erfolg zu verhelfen. Darum war schon seit jeher bei diesem Geschäft der Grundsatzt angewandt: Alle sollen daran verdienen! Ein großer Teil des Gewinns wird aufgeteilt, fällt in Prämien und Anteilen an die Taucher und die Mannschaft. Und die Riesensummen, die von der Gesellschaft verdient werden, können auch nicht vollends in Form von Gewinnen an die Aktionäre ausgeschüttet werden. Sie bilden eine Reserve für künftige Verluste. Denn eine gescheiterte Bergungsexpedition bedeutet Verlust von Millionen.

Erzählte Kleinigkeiten

Rembrandt war einmal auf der Suche nach einem Modell. Hierbei stieß er auf einige Männer, die im Grase lagen. Einer von ihnen, der Rembrandt besonders fesselte, war gerade im Begriff, einzuschlafen.

Der Meister glaubte, den betreffenden Mann durch ein Geldangebot gewinnen zu können und sagte zu ihm:

„Ich werde dir zwei Gulden geben, wenn du wachbleibst und dich zeichnen läßt!“

Der Angeredete erwiderte:

„Minneher, ich will Euch etwas sagen: Ich werde Euch drei Gulden geben, und Ihr laßt mich dafür in Ruhe!“

In seinen älteren Jahren wollten Gottfried Kellers seine nicht mehr so recht mit.

Einmal besuchte er einen Freund, der drei Treppen hoch wohnte. Als Keller oben ankam, war er außer Atem.

„Ja, ja“, meinte der Freund lachend, „die Jugendzeit ist vorbei!“

„Ich kann es nicht leugnen!“ war Kellers Antwort. „Aber das Alterverden muß man schon in Kauf nehmen, wenn man lange leben will!“

Wie schon so oft, war wieder einmal eine Falschmeldung vom Tode Brangels in die Welt gesetzt worden. An diesem Tage begegnete der alte Gauden einer bekannten Wirtin, die ihn beglückwünschte, daß er nun doch noch lebe.

„Also wieder eine Wirtin mit mir!“ brummte Brangel ärgerlich.

Heitere Ecke



„Wißt ihr was? Der Bezauglehn für Schularbeiten muß kommen: Jede Woche auf einen Abschnitt eine Schularbeit!“

„Prima Idee, Max — aber wie durchführen?“

(Zeichnung: Schulz)

Das untreue Bett

Angetrunkenen Ehemann (der sich auf einen Haufen schmutzige Wäsche in eine Nebenlammer gelegt): „Schlamperei, miserablist! Bist immer lieberlich in der Wirtschaft gewesen, Alte! Aber heut, heut hast mei Bettten gar nicht gemacht!“

Mißgunnung der alten Jungfer

„Ich habe nun zwanzig Jahre auf einen Mann gewartet! Jetzt habe ich das Warten satt! Wenn sich einer noch findet, der soll für alle büßen, dem mache ich das Leben — so angenehm wie möglich.“

Neben ist Silber

„Was betrachtest du dir denn nur so lange das Telegramm? Schließlich ist doch an den zehn Worten nicht so viel zu sehen?“

„Das sagst du, aber ich stelle mir meine Frau dabei vor, was mag es sie für eine Mühe gekostet haben, bis sie sich in zehn Worte gefaßt hatte.“

Der Beweis

Knulla stand mit einem mordsmächtigen Brummhüdel auf: „Wie kommst du darauf, fragte er beim Kaffee seine Frau, daß ich gestern abend betrunken war?“

„Genügt es dir“, antwortete sie, „wenn ich dir sage, daß du den Kanarienvogel und die Rudersuhr dazu bringen wolltest, zweifelhafte zu singen?“ Da nickte Knulla nur ...

Stich

Der Sohn fragte seinen Vater: „Was ist eigentlich Harmonie?“

Guckte der Vater die Mutter an und sagte boshaft: „In diesem Hause ein Fremdwort!“



„Und dies hier ist eine Tabakpflanze!“

„Wie interessant ... sagen Sie mal, wie lange dauert es denn, bis die Zigarren reif werden?“

Besuchen Sie auch im Herbst
das Thermal-Solbad

**Bad
Waldliesborn**

Thermal-Quelle I. Ranges
Ruhe und Erholung

Vorzügliche Erfolge bei Herz,
Nerven-, Rheuma- u. Frauenleiden

Prospekte frei durch die Badeverwaltung

Bäder, Arzt, Kurkarte, Verpflegung
Vierwöchige Pauschakur 175.- RM

Schöner, schattiger Park mit Liegewiese

Verbilligte Kurkarte!

Landwirte und Gartenbesitzer:
Zum Herbst 1940 erhalte ich anerkannte ostdeutsche

Saatkartoffeln

frühe, mittelfrühe und späte. Bestellungen nehme ich bis spä-

testens Ende Oktober entgegen.

Ant. Pottgüter, Lippstadt, Ruf 2685

Groß-Vertrieb ostdeutscher Saatkartoffeln.

Drehstrom-Motore

kauft und verkauft

Elektro-Apparate-Bau GmbH, Lippstadt,

tel. 2920 Postfach 101 Horst-Wessel-Str. 2

Des Alleinseins müde

den richtigen Partner oder die richtige
Partnerin suchen durch ein Zeitungs-

inserat im „Illustrierten Sonntag“

Haushälterin

für frauenlosen Haushalt (drei
Personen) auf dem Lande
gesucht.

Gefl. Angebote unter C. D. 643
an die Geschäftsstelle des „Pa-

triot“ in Lippstadt.

Schullos geschiedener junger
Mann (Handwerker, 35 Jahre
alt) mit kompl. 3-Zimmer-
Wohnung sucht die Bekannt-

schaft eines ordentlichen Mäd-

chens zwecks späterer

Heirat

Zuschriften mit Bild unter C.

645 an die Geschäftsstelle des

„Patriot“, in Lippstadt erbeten.

**Zuverlässiges
Mädchen**

nicht unter 18 Jahren, für
Küche, Haus und Garten
gesucht.

Zu erfragen in der Geschäftsstelle
des „Patriot“, Lippstadt.

M. Guft

Seilpraktikerin
für Homöopathie u.
Naturheilmethoden
nach (Hansen - Vaderborn)

Lippstadt, Blumenstr. 3

Ruf 2018

Sprechzeit täglich von 9-12

und 3-5 Uhr.

Sonntags von 11-12 Uhr

zu Privatkassen zugelassen.

Der illustrierte Sonntag
Verlag: C. Jos. Laumanns. Hauptschriftleiter: Emil Reuber
(in Urlaub); i. V. Dr. Anton Hans Meyer; Verlagsleiter: Fr.
Karl Laumanns; Anzeigenleiter: Herm. Schlopphorst,
alle in Lippstadt. — Anzeigenpreis: 8 Pfennig pro 46 mm breite
Anzeigenspalte. Anzeigenpreisliste Nr. 3.